

19]

Syldholm.

Eine Landarbeitergeschichte von J. Skjoldborg.

„Der Peter, das ist ein kleiner Schläuberger!“ sagt er. „Der wird wohl noch mal Kaiser! Wollen wir beide mal Kräfte messen?“

Peter kommt angerannt, als gäbe es nichts, das ihm größeren Spaß machen könnte. Seine Augen strahlen, sie sind schwarz wie die des Vaters. Er ist dunkel wie dieser und hat auch zusammengewachsene Brauen.

Per schaut ihn wohlgefällig an.

Peter krümmt seinen Zeigefinger in den seines Vaters hinein, und dann ziehen sie und Peter lacht verquält, wenn der Vater sich ziehen läßt.

„Ach auch!“ Paul kommt angetrippelt. „Ach auch!“

Er kriegt dann die andere Hand zu fassen. Und Per Holtz Gesicht strahlt vor Freude, während er sich mit seinen beiden Duben beschäftigt.

Der größte setzt sich auf die Bettkante und schaut zu, wie ein Erwachsener beim Spiel der Kinder lächelt. Dann und wann fällt sein Kopf vor Müdigkeit vornüber.

Sophie besorgt den Säugling.

Sie sagt: „Ja, Amalie, die ist fein heraus. Wir werden wohl nie etwas für unsere kleine Stube kriegen!“

Per überzählt sein Geld. Sechs Kronen und zwanzig Dere in barem Geld für vierzehn Tage Arbeit.

„Du hast beinahe keine Hemden mehr, und ich weiß nicht, ob Du meinst, daß ich noch länger in diesen Lumpen gehen kann. Ein Sonntagskleid, davon will ich gar nicht erst reden!“ Per überzählte noch einmal das Geld. Aber es will und will nicht mehr werden.

Per sieht sich selbst wohl noch ähnlich, doch ist er magerer, und sein Blick ist nicht so feurig wie ehedem.

Während er so dasigt und das Geld zählt, läßt er die Unterlippe etwas hängen, was ihm ein schlaffes Aussehen gibt, ganz im Gegensatz zu dem energischen Zug, der früher seinem Antlitz etwas Eigenartiges, Kedes verlieh.

„Können wir nicht noch etwas ankneiden lassen bei dem in Derup?“ sagt er.

„Nein, das werden wir wohl bleiben lassen. Ach glaubte neulich, er wolle mich fressen!“

„Dann in Falling?“

„Der ist weiß Gott noch viel schlimmer!“

„Ja, dann müssen wir nach Darum, denn irgendwo müssen wir hin!“ Per steht auf, hängt die Peise an das Eckbrett und summt leise vor sich hin.

Der große Junge schnarcht schon im Bettchen; er ist in Schlaf gesunken in den Kleidern.

Sophie gähnt. „Eigentlich hätte ich ein bißchen waschen sollen, aber mir scheint, es ist ziemlich unerlei, was man tut!“ Sie gähnt wieder und knöpft die Untertaille auf.

Wald schlafen alle in dem kleinen Raum.

Und der Sommer geht und der Winter kommt.

11.

Es ist Winter. Spätnachmittag.

Die Schatten der Kätnerhäuser bilden einförmige, langgestreckte, schiefe Vierecke auf der bläulichen Schneefläche.

In der nächsten Umgebung der Häuser herrscht tiefe Stille. Die kleinen Kinder halten sich im Innern der Häuser auf, und sie sind allein daheim.

Die großen kommen aus der Schule — ganz hinten in weiter Ferne sieht man sie wie einen Haufen schwarzer Punkte im Schnee.

Die Punkte nähern sich und werden deutlicher und größer. Sie gehen ganz still und ziehen die Beine nach; denn sie sind müde vom Waten während des langen Weges.

Bei den Häusern angelangt, verteilen sie sich nach allen Seiten, wie ein sich verzweigender Fluß.

Als Per Holtz Jens die Tür öffnet, stürzt er beinahe die Treppe hinunter, solche Rauchwolken wälzen sich ihm entgegen.

Er biegt sich hintenüber und hält den erhobenen Arm frumm und abwehrend vor das Gesicht.

So steht er einen Augenblick unbeweglich, gleich einer Statue aus Stein.

Dann wirft er seinen Brotbeutel fort und springt hinein, kriecht auf den Knien vorwärts und verschwindet im Rauch, der wie eine dicke gewundene Säule hervorauflutet.

Unaufhörlich wälzt sich der Rauch aus der Türöffnung wie aus einem ungeheuren Schlot.

Und der Junge bleibt drinnen.

Nach einer Weile fährt ein Mann vorüber. Er sieht, wie sich eine kleine Hand durch die Fensterscheibe zwängt. Zugleich knallen die Glasscheiben, und aus den entstandenen Öffnungen dringt der Rauch. Der Mann hält die Pferde an und ruft. Daraufhin erscheint Amalie, der er zuruft, daß da drüben gewiß etwas nicht in Ordnung sei, und dann sehen die mutigen Gänse, die er nicht allein lassen kann, sich wieder in Bewegung.

Amalie versucht durch die Türöffnung in Per Holtz Wohnung einzudringen. Aber sie kann nicht. Sie hält die Hand vor die Brust und ringt nach Atem.

Dann blickt sie sich ratlos um; sie ist die einzige erwachsene Person, die in der ganzen Häuserreihe daheim ist.

Die Männer sind auf Arbeit und die Frauen zum Melken drüben auf dem Gut.

Sie schickt in aller Eile jemand hinüber.

Dann fährt sie ans Fenster und ruft hinein. Es dauert auch nicht lange, da zeigt sich Jens Kopf am Fenster. Amalie hilft ihm und bald haben sie einen halben Fensterflügel entfernt. Er schnappt nach Luft und öffnet den Mund, als sei er am Ersticken.

Unter beständigen Schlingbewegungen keucht er mit trockener Stimme: „Bleib hier — ich reiche sie hier hinaus.“

Noch einmal schnappt er einen Mundvoll frischer Luft, bevor er in den Rauch zurückweicht, um die Kleinen zu finden.

Es beginnt zu dunkeln. Amalie weiß nicht, was sie anfangen soll. Sie trippelt unruhig hin und her. Kinder aus den andern Häusern sammeln sich an und lassen hinter sich die Türen offen stehen.

Es gelingt ihr, noch ein Fenster herauszuheben, ohne daß die Scheiben zerbrechen, wodurch ein Luftzug entfliehet, der den Rauch in großen, wallenden Ringen hervoraufließen macht.

Aber der Junge kommt immer noch nicht.

Sie ruft mehrmals seinen Namen. Aber er antwortet nicht.

Sie legt das Ohr ans Fenster und horcht. Die Blässe ihres Antlitzes leuchtet durch die Dämmerung.

Sie richtet sich wieder auf und schüttelt den Kopf.

„Lauf, lauf!“ sagt sie zu den Kindern, „sag noch einmal Bescheid! Ach Du mein Gott, Du mein Gott!“

Sie beugt den Kopf vor, hält die Hand schirmend vor die Augen und starrt hinein. Sie sieht nichts als Rauch.

Und dann — ist dort nicht Feuer?!

Von neuem starrt sie hinein.

Ja, ihr ist, als lähe sie etwas flackern.

Da stößt sie einen Schrei aus und fällt zu Boden.

Ein paar Kinder, die daneben stehen, fangen an zu weinen.

Es herrscht schon Dämmerung.

Da sieht man drüben vom Gut etwas Schwarzes über die Schneefläche eilen. Es scheint zu schweben, so gleichmäßig bewegt es sich, aber in wenigen Sekunden vergrößert der Punkt sich zu einem Mann, mit sausender Geschwindigkeit eilt es vorwärts.

Es ist Per Holtz.

Die Kinder kehren sich um, wie die Blätter bei einem Windstoß, als er an ihnen vorbeisauft.

Im Nu ist er durch die Tür. Aber dann hören sie ihn fallen.

Er stolperte über seinen großen Jungen, der auf der Türschwelle, den kleinsten Bruder fest an die Brust gedrückt, zusammengesunken ist.

Per Holtz trägt sie hinaus. Sie liegen leblos in seinen Armen. Er trägt sie hinein in Amaliens Wohnung.

Wie der Blitz ist er wieder drinnen im Rauch.
Nach und nach kommen noch mehr Männer zur Stelle.
Von allen Seiten werden die Fenster aufgerissen. Durch den Durchzug, der entsteht, wird es einen Augenblick lichter. Man kann Feuer unterscheiden, und Per eilt drinnen hin und her. Aber Dunkelheit und Rauch nehmen wieder zu.
Ein paar Männer stürzen hinein, um Per zu helfen; andere eilen nach Wasser.

Per Holt erscheint mit Peter. Wie zum Schuß beugt er den Oberkörper über den kleinen Knaben, während er mit ihm davoneilt.

Von dem Brunnen der Häuser bis zu Per Holts Wohnung, wo das Feuer schwält, hasten schwarze Männer mit Eimern in den Händen hin und zurück über den Schnee, und in dem Schein der von den Frauen emporgehaltenen Laternen flackern ihre Schatten hin und her.

Und Kinder gibt es da überall.
Zu allerlegt wird Anna gefunden. Sie ist unter das Fußende des Bettes gefroren.

Per trägt sie langsam fort. Das ist die Letzte.
Der Schein der Laterne fällt auf seine Gestalt. Seine Weinkleider sind über dem Knie gerissen; dieses blutet aus einer klaffenden Wunde. Ein großes Stück seines Oberschenkels ist nackt; er hat keine Unterhosen an. Das Blut rinnt in den Strumpf. Seine Mütze hat er verloren. Seine Augen sind rot; er ist schmutzig von Sod und Rauch und aus feinen weit aufgerissenen Nasenlöchern hängen schwarze Fäden, wie Lampenqualm in Spinnweben.

Das Kind liegt mit hängendem Kopf wie tot in seinem Arm, verbrannt und mit stellenweise verkengtem Haar.

Alle bleiben stehen, während Per vorbeigeht. Die Männer stellen die Wassereimer hin, die Frauen hören auf zu reden und halten die Laternen so still, als wären sie reglose Laternenpfähle. Sogar die Kinder rühren sich nicht.

Per Holt schaut weder nach links noch rechts. Langsam und unhörbar schreitet er auf seinen Strümpfen durch den weichen Schnee und die lautlose Stille mit seiner Würde.

Dies ist die Letzte.
Erst, als er vorbei ist, holt die schweigende Gruppe Atem — wie eine gedämpfte Woge von Seufzern klingt es.

Fegen auf Fegen des Bettzeugs und Stück auf Stück der Bettstelle wird zur Tür hinausbefördert, wo die heißen verkohlten Stücke liegen und brennen und glimmen und den Schnee schmelzen.

Nur das Bett hat Feuer gefangen. Und nachdem dieses hinausgebracht und alles geöffnet worden ist, was geöffnet werden kann, verzieht sich nach und nach der Rauch.

Um ihrer Sache sicher zu sein, gehen die Männer im Zimmer umher und untersuchen alles genau, und der Lichtschein fällt auf den Fußboden, der mit ganz- und halbverbranntem Stroh besät ist.

Draußen stehen andere und werfen den Inhalt ihrer Wassereimer auf die brennenden Reste.

Inzwischen ist der Arzt in Amaliens Zimmer angelangt. Sophie und Amalie gehen ihm zur Hand. Aber Sophie ist von keinem rechten Nutzen, sie taumelt immer von einem Kind zum andern. Die Haarsträhnen hängen ihr in das vom Weinen feuchte, klebrige Gesicht. Sie greift mit den leeren Händen in die Luft, als wollte sie irgend etwas ausrichten, aber es wird immer nichts daraus. Von Zeit zu Zeit brechen die Tränen mit Gewalt hervor, und sie jammert laut.

(Fortf. folgt.)

Mondkalb, Pechvogel, Amtschimmel.

Von Eugénie delle Grazie.

Eines Tages fiel ein junges Mondkalb vom Himmel, und als es, noch etwas wirbelig von seinem Sturz, wieder zu sich kam, merkte es, daß es in eine Schulstube hineingefallen war. „Oha!“ blötte das Mondkalb. Denn es hatte bisher in einer Welt gelebt, in der man Griffel und Schiefertafel und Fibel und Rechenmaschine für die überflüssigsten aller Dinge hielt; die Erde aber für einen großen, goldenen Apfel, den der liebe Gott eigens am Himmel aufgehängt habe, damit die Sonne und der Mond und alle Sterne jahrein jahraus darum herumlaufen. Das Mondkalb blötte noch einmal und machte Miene, die Augen zu schließen. Wenn man nichts nur nichts sah, sondern auch nichts sehen wollte, kam man vielleicht auf der Erde gerade so gut fort wie auf dem Mond.

Da stand aber ein trübseliger Geselle zwischen Schulbank und Rechentafel. Der wollte durchaus nicht leiden, daß das Mondkalb

wieder in seine alte Einfalt hinüberdämmere. „Wahr, lieber Kind,“ sagte er, „Du bist hier, um etwas zu lernen, und ich —“
Das Mondkalb öffnete die Lider und blinnte ihn an. „Bist Du ein Erdkalb?“ fragte es.

„Ich bin ein Lehrer,“ antwortete der traurige Geselle. „Und habe die Pflicht, einen vernünftigen Menschen aus Dir zu machen. Auf daß es Dir wohlgehe und Du Dich einmal auskennst in dieser Welt.“ Darauf begann er mit dem WE.

Was blieb dem Mondkalb übrig? Es mußte lernen. . . Ringsum saßen noch so und so viele andere Mondkalber, alle gleich dumm und noch nicht lange auf die Erde gefallen. Alle verdammt, eine hübsche Weile auf dieser Erde zu bleiben. Da mochte man wohl hören, was nötig ist, um sich auszukennen in dieser großen, fremden Welt.

Das Lautieren und Buchstabieren war bald gelernt. Und als das Geblöf schon langsam aufing, eine Sprache zu werden, bekamen die jungen Mondkalber das erste Lesebuch. Das begann mit kleinen Sprüchen und Erzählungen und mit artigen Fabeln, darin die Tiere wie Menschen sprachen, damit die Menschen klug daraus würden.

„Ist es da notwendig, erst den Menschen zu studieren?“ dachte das Mondkalb. „Das haben wir auf dem Mond auch schon gewußt.“ Aber es behielt seine Gedanken für sich, denn man wußte ja nie, was in dieser Welt noch kam.

Wenn der traurige Geselle, der sich einen Lehrer nannte, hinausging, kam ein anderer herein. Der war groß und stattlich und wohlgenährt und behauptete, daß alles, was er lehre, direkt vom lieben Gott herkomme. Der liebe Gott habe das und das einmal gesagt und getan und niederschreiben lassen. Darauf habe er sich zurückgezogen, weil die Menschen unartig gewesen seien. Ihn und seinesgleichen aber habe er angestellt, um den Menschen zu verkünden, was sie zu glauben hätten. Denn das allein sei Wahrheit. Und er schlug ein Buch auf und begann, eine lange Geschichte zu erzählen. Wie schön und gut Gott die Welt geschaffen und wie schuldlos die Menschen. Da sei aber eine Schlange gewesen und die habe die Menschen verführt, von einem Baum zu essen, dessen Frucht ihnen verboten war. Daraus sei das Uebel entstanden, das man die „Ersünde“ nenne.

„Deshalb also bin ich vom Himmel gefallen!“ dachte das Mondkalb verstört. Dabei sah es ganz entsetzt an sich herunter. Es hatte so glücklich und schuldlos bis jetzt in den Tag hineingelebt; keine Ahnung von dem Makel gehabt, den es an sich trug. Nun wußte es, daß es böse war und von Natur aus zum Bösen neigte. Von Natur aus . . .

An diesem Tage sagte es seine erste Lüge. Es hatte etwas Böses getan, und seit es genau wußte, was gut und böse war, schämte es sich, die Wahrheit zu sagen. Gerade den Mann Gottes hatte es angelogen. Und als es merkte, daß der Diener des lieben Gottes noch lange nicht so allwissend war wie der liebe Gott selbst, begann es, die anderen erst recht anzulügen. Vor der „Schlange“ bekam es einen großen Respekt, fast eine Art Ehrfurcht. War sie doch die Klügste gewesen. Sie hatte die Menschen verführt und dem lieben Gott einen Streich gespielt. Das gab viel Stoff zum Nachdenken.

Inzwischen führte der traurige Geselle, der sich einen Lehrer nannte, die jungen Mondkalber von Lesebuch zu Lesebuch, und als eines Tages das Schuljahr wieder begann, schlug er ein besonders dickes Buch auf. Das nannte er eine „Naturgeschichte“, und so trüb auch seine Augen waren: als er den Mondkalbern daraus zu erzählen begann, leuchteten seine Wände plötzlich auf und die hageren Glieder dehnten sich, als wollten sie den zerstückelten Schulmeisterstrod sprengen. Darauf fing er zu erzählen an. Und das Mondkalb? Nun, das horchte auf oder schwächte oder langweilte sich. Wie es eben ging oder nicht ging. War es doch schon eine ganze Weile her, daß es in die Schule lief und so tat, als ob es immer täte, was die anderen von ihm wollten. Mehr war nicht notwendig, wenn man weiterkommen wollte. Dem Mondkalb wenigstens erschien dies als der Inbegriff alles Wissens, seit es irdisch erzogen wurde. Als man aber zu den „Schlangen“ kam, spitzte auch das Mondkalb die Ohren und plötzlich erhob es sich und fragte, in welche dieser Schlangen der Teufel gefahren sei.

Der Lehrer, noch unwillig über die Störung, fuhr mit einem jähen Rud empör. „Trage ich Euch Naturgeschichte vor, damit Ihr mit solchen Fragen kommt?“ Er rief es bestig, fast böse. Sein Antlitz zeigte zum erstenmal einen Ausdruck, wie ihn die Mondkalber noch nie darin gesehen hatten. Und wenn er auch gleich darauf wieder duckte und in sich zusammenkroch, es war doch genug gewesen, um selbst ein Mondkalb nachdenklich zu machen. Etwas schien da nicht in der Ordnung. Denn die Mondkalber entsannen sich genau, was der Mann Gottes gesagt hatte. Und nun tat der andere plötzlich, als ob er es besser wisse. Die Mondkalber steckten die Köpfe zusammen, tuschelten und lüchelten. Sie glaubten, nun zu wissen, daß auch ihre Lehrer nicht immer die Wahrheit sprachen. Welcher von den beiden aber behielt sie ihnen vor? Sie wurden immer begieriger, dahinter zu kommen.

Als der traurige Geselle die Schulstube verließ, trat der Mann Gottes ein. Die Mondkalber hatten also nicht allzu lange Zeit, nachzudenken, wie sie am besten hinter die Wahrheit kämen. Auch waren nicht alle so klug und wißbegierig wie unser Mondkalb. Das aber war mit sich im reinen. Und als der Mann Gottes sich

gelebt hatte, erhub es sich und fragte mit der unschuldigen Miene, die sich denken ließ, ob der liebe Gott die Menschen noch immer aus Lehm mache.

„Aber, Kinder!“ Der Mann Gottes lächelte weise und überlegte. „Habt Ihr denn vergessen, was der Herr zu Adam und seiner Gefährtin gesagt, noch im Paradiese gesagt hat? Wachset und vermehret Euch! Nun seht...“ Dann sprach er über die zehn Gebote.

Das Mondfalsb sah und dachte nach. Wie die Tiere sich vermehrten, hatte ihnen der traurige Geselle gesagt. Sie legten Eier oder brachten lebendige Junge zur Welt. Wie war es nun bei den Menschen? Da und dort hieß es oft plötzlich, ein Kind sei „zur Welt gekommen“. Daß die kleinen Kinder dann wuchsen, sah das Mondfalsb mit eigenen Augen. Wie aber kommen sie zur Welt, wenn der liebe Gott sie nicht mehr schuf? Danach wollte es den traurigen Gesellen fragen. Wenn er schon tat, als ob er alles besser wisse, würde man ja hören... Und als er in der nächsten Stunde seine „Naturgeschichte“ aufschlug, stand richtig schon das Mondfalsb da. „Wie vermehren sich die Menschen?“ fragte es. Fragte es mit der blauesten Miene, die auf dem Mond zu haben war. Und die anderen Mondfalsber redeten die Häse lang. Wie? Dem Lehrer fiel fast das Buch aus der Hand.

Eine Weile sah er still und tat, was man den Mondfalsbern schon lange verboten hatte: er laute an seinem Daumennagel. Endlich sprach er kurz: „Indem sie lebendige Junge zur Welt bringen.“

Die Mondfalsber sagten nichts; rissen aber Mund und Augen auf. Sie hatten bisher gemeint, bei den Menschen müsse alles ganz anders zugehen als bei den Tieren. Nun wußten sie es besser. Sogar besser, als es der Mann Gottes wissen wollte. Das gab ein neues Getuschel.

In der Unterrichtspause durften die Mondfalsber sich auf den Korridoren ergehen. Auch das neugierige Mondfalsb tat so; und ein Zufall fügte, daß der Lehrer und der Mann Gottes eine ganze Weile vor ihm hergingen, ohne zu merken, daß das Mondfalsb mit offenen Ohren hinter ihnen drein schlich. Denn sie sprachen laut mit einander und nicht gerade freundlich, der Lehrer und der Mann Gottes.

„Jetzt kann ich Ihnen nicht länger die Stiefel austreten“, sagte der Lehrer ärgerlich.

„Was wollen Sie damit sagen?“ fragte der andere herablassend.

„Wenn Sie es schon nicht wissen oder so tun... Zur Zeit meines Großvaters, der auch Lehrer war, mußte der Schulgehilfe die Kanonenstiefel des geistlichen Herrn austreten, wenn sie zu eng waren. Die wirklichen Stiefel; ich muß jetzt Ihre geistigen austreten.“

„Wieso?“ Der Mann Gottes lachte sichtlich belustigt. Der traurige Geselle zuckte die Achseln. „Wieso?“ rief er empört. „Ich frage Naturgeschichte vor, nach Ihnen... Das andere können Sie sich denken.“

„Gar nichts kann ich mir denken“, rief der Mann Gottes überlegen. „Wir, Sie und ich, haben in voller Uebereinstimmung den Lehrplan zu erledigen. Unserer Instruktion gemäß.“

„Schön. Nun sagen Sie mir nur eins: wie ich es anstellen soll, den Verstand der Schüler auszuschaalen, wenn er die Widersprüche merkt, trotz unserer Instruktion?“

„Das ist Ihre Sache! Schließlich (er lachte wieder) haben wir beide unseren Amtschimmel. Wenn Sie immer hübsch still darauf sitzen bleiben, wird er Sie nie abwerfen. Merken Sie sich das!“

„Ja“, sagte der andere, „so geht es, wenn man ein Pechvogel ist und von Eltern stammt, die Pechvögel waren, in drei Generationen.“

Darauf schieden die beiden von einander; der Mann Gottes mit einem herablassenden Nicken, der traurige Geselle mit einer ingrimmigen Verbeugung; das Mondfalsb drückte sich.

(Schluß folgt.)

gleichgültig. Er war wohl niemals irgendwelche Parasiten oder sonstige Feinde dieses Würmchens für ihr Sterben verantwortlich gemacht worden konnten.

Aber Harms ging natürlich nicht darauf los, um partout zu erfahren, wie lange so ein Würmchen lebt, bis es das Zeitliche segnet. Das mag uns allen ja ziemlich gleichgültig sein, und man macht keine wissenschaftliche Untersuchungen und fährt nicht eigens nach Neapel, um solche Dinge zu erfahren. Harms kam es vielmehr darauf an, die Veränderungen festzustellen, die die Organe und Zellen so eines Würmchens erfahren, wenn es alt wird und stirbt. Und hier hat Harms allerlei beobachtet, was von der größten Bedeutung ist.

Harms hat jeweils diejenigen Tiere, die schlaff geworden und kurz vor dem Tode waren, herausgeholt und mikroskopisch untersucht. Er hat dabei bei den schlaff gewordenen Tieren eine Degeneration der Zellen in den Organen nachweisen können: die Zellen sind in ihrem Aussehen verändert, die Zellstruktur ist undeutlich geworden. Aber ganz besonders auffallend sind die Veränderungen, die man in den Nervenzellen der sterbenden Würmer findet. Diese Veränderungen sind schon vorhanden, wenn die Tiere erst anfangen, schwach zu werden. Untersucht man verschiedene Stadien, d. h. eine fortlaufende Reihe von Tieren, die sich mit zunehmender Schwäche mehr und mehr dem Tode nähern, so kann man eine Reihe von in Zerfall begriffenen und vollständig zerfallenen Nervenzellen feststellen. So ein Würmchen hat bekanntlich ein Nervensystem, in dem man einige Anhäufungen von Nervenzellen, Nervenzellennoten, unterscheidet, die unserem Gehirn und Rückenmark entsprechen. Harms hat nun gefunden, daß die ersten Veränderungen gerade in jenen Nervenzellengruppen vorhanden sind, von denen die Nerven für die Nieren, für die Blutgefäße und für die Kiemen abgehen.

Das ist es also, was Harms an seinen kleinen sterbenden Würmchen gefunden hat. Und wir haben gesagt, diesem Befunde komme die größte Bedeutung zu. Wieso denn?

Da müssen wir der Tatsache gedenken, die man über die Altersveränderungen beim Menschen festgestellt hat. Die Zellen der Organe erfahren im Alter eine „Atrophie“, einen Schwund, sie sehen kleiner und verändert aus. Das geht in allen Organen so, in Leber, Nieren, Lunge, Darm, Herz und Nervensystem. Alle Organe lassen darum im Alter in ihrem Dienste nach, ohne daß sie dabei ganz in ihrem Dienste zu versagen brauchen. Aber da kommt ein Moment hinzu, das den Stand der Dinge im alternenden Organismus sehr kompliziert. Die Nervenzellen nämlich und die Zellen des Herzmuskels, der Herzpumpe, haben mehr als alle anderen Zellen im Zellenstaat gelitten, sie sind viel weiter in der Atrophie vorgeschritten als die Zellen sonst. Gewiß, das Herz versagt doch nicht so bald im Dienst, auch wenn man ein recht schwaches und krankes Herz hat; und der Greis stirbt auch noch nicht daran, daß seine geistigen Fähigkeiten wegen der Atrophie seiner Nervenzellen nachlassen. Aber nun stelle man sich vor, daß die Veränderungen im Nervensystem auch diejenigen Nervenzellen befallen, welche die Herzarbeit regulieren: da wird das Herz, das an und für sich schon schwach geworden ist und nur mit Mühe und Not seine Arbeit tut, plötzlich ganz im Dienst versagen. Es muß plötzlich zusammenklappen, wenn der Nervenzellenapparat im Gehirn, der der Herzarbeit vorsteht, schließlich in die Brüche gegangen ist. Dieser Apparat ist in jenem Teile des Gehirns gelegen, den die Anatomen das „Verlängerte Mark“ nennen, und das das Verbindungsstück zwischen Gehirn und Rückenmark ist. Sobald aber das Herz stillgestanden ist, sind alle Zellen im Körper ohne Blut und sie müssen alle sterben. Und so hat der Senfmann sein Werk vollbracht. Die Ärzte wissen sehr wohl, daß bei den meisten Krankheiten das Sterben vom Herzen ausgeht, d. h. daß das Sterben bei ziemlich allen Krankheiten damit beginnt, daß das Herz versagt, und darum gewinnt die Vermutung, daß auch der Tod aus Altersschwäche so seinen Anfang nimmt, daß das schwache Herz versagt, an Wahrscheinlichkeit. Aber es ist doch bislang bloß eine Vermutung, daß dieses Versagen des Herzens auf einen Zusammenbruch der Nervenzellen beruht, die der Herzarbeit vorstehen.

Und nun kehren wir zu unserem Würmchen zurück, das Harms untersucht hat. Harms hat uns mit aller Sicherheit gezeigt, daß das Sterben des kleinen Wurmes eingeleitet wird durch einen mehr und mehr zunehmenden Verfall der Nervenzellen, die dem Blutkreislauf vorstehen. Und das ist es, was wir brauchen: den Nachweis, daß zunächst der Nervenzellenapparat zusammenbricht, von dem die Blutversorgung abhängt. Diesen Nachweis hat Harms an seinem Würmchen erbracht, und die Vermutung, die auf Grund von Beobachtungen am Menschen schon mehrfach in der Wissenschaft ausgesprochen worden ist, hat jetzt ihre Bestätigung erfahren: Unser im Alter veränderter Körper stirbt vom Herzen aus, indem zunächst die Nervenzellen im Dienst versagen, die der Herzarbeit vorstehen.

Kleines Feuilleton. Kunst.

Die Venus des Velasquez. Durch die Untat einer modernen Bilderstürmerin ist ein Meisterwerk der Malerei beschädigt

Neues über den Tod aus Alterschwäche.

Von Dr. Alex Lipschütz.

Dieses Mal soll die Rede sein von der Alterschwäche eines kleinen tierlichen Würmchens, der im Golf von Neapel zu Hause ist. Hydroides pectinata ist sein Name und es ist ein anspruchsloses Würmchen, das nur wenige Millimeter lang wird und das sich auch in den Abflüssen der Zoologischen Station in Neapel wohl fühlt, wo ein Marburger Zoologe, W. Harms, es nun untersucht hat. Harms hat im „Zoologischen Anzeiger“ einen ausführlichen Bericht über die Alterschwäche und den natürlichen Tod dieses kleinen Würmchens veröffentlicht, und wir werden bald sehen, wie so ein kleines nichts sagendes Würmchen uns doch eine ganze Menge zu erzählen weiß über den Tod aus Alterschwäche schlechweg.

Harms hat insgesamt 560 Tiere in Beobachtung gehabt und er hat gefunden, daß das Würmchen im Durchschnitt fünfviertel Jahr lebt. Daß es ein „natürliches“ Sterben bei den Tieren war, d. h. nicht ein Sterben aus Krankheit, sondern ein Tod aus „Alterschwäche“, darauf konnte mit Wahrscheinlichkeit geschlossen werden, weil das Würmchen sonst gegen äußere Umstände sehr

worben, einzigartig und unerföhlich als die Schöpfung eines der größten Genies der modernen Kunst, ebenso wie Membrandts „Nachtwache“, an der sich vor einiger Zeit ein Frevler vergriß, und wie Dionardos Mona Lisa, die lange Zeit in dem Koffer eines Diebes lag. Besteht auch die Venus des spanischen „Großmeisters der Malerei“ nicht die zauberhafte Annuit jenes berühmtesten Frauenbildes der Renaissance, so ist doch dieser einzige Frauentyp, den der Spanier geschaffen, ein Werk, das nicht seinesgleichen findet. In der Darstellung dieses überbläuten geschmeidigen Körpers scheiden sich die Zeiten und die Stile. Wohl denkt man bei dem Motiv des spiegelhaltenden Cupido, dieser lässig gelagerten Frau, deren Flügel im Spiegelglas auftauchen, an die venezianische Renaissancekunst, an Giorgione und Tizian; aber die Art der Wiedergabe hat nichts mehr gemein mit diesen Hymnen der schönen Fleischlichkeit. Nicht äußere Pracht und äußerer Glanz des Leibes formen diesen Körper zum Kunstwerk, sondern Seele und Masse liegen in ihm. Die Venus des Velasquez ist der erste moderne Akt, die erste Gestaltung eines Frauenkörpers, der ganz Kerben und ganz Temperament ist, und von ihm führt die Linie über Fragonard und Goya zu den Impressionisten, zu Manets „Olympia“. Ein Vermächtnis an die Zukunft, uns doppelt teuer, weil der große Spanier es nur einmal versuchte und sogleich wunderbar löste, ist dieses Bild, fern von aller Mythologie und Allegorie, mit jener unerbittlichen Wahrhaftigkeit und Schärfe gesehen, die Velasquez eigen war. Keine Göttin, sondern ein einfaches junges Mädchen aus dem Volke; ohne jubelnden Farbensglanz, aber unendlich modern und pitant in dem hinreißenden Schwung der Linienführung, in dem Kontrast des schwarzen Luchses und des Purpurborhanges zu der leuchtend weißen Gestalt. Lange hat dieses Bild, das so vereinzelt steht unter den Werken des Spaniers, in Spanien ein verborgenes und wenig gelammtes Dasein geführt. Ein Engländer namens Wallis erwarb es im Jahre 1808. Und von diesem ging es in den Besitz eines Mr. Morrill über, der es für 10 000 M. auf den Rat des bekannten Porträtmalers Sir Thomas Lawrence kaufte. In der Familie Morrills ist es dann lange geblieben, und weil es zu Moleby in Yorkshire bewahrt wurde, führte es den Namen „Moleby-Venus“. Als dann vor vier Jahren die Gefahr drohte, daß dieses Meisterwerk nach Amerika verkauft werden könnte, wurde durch eine Sammlung der Kaufpreis von fast einer Million Mark aufgebracht, und seitdem prangte das Bild an einem Ehrenplatz der Londoner Nationalgalerie.

Sprachkundliches.

Die Frau in der Sprache. Man spricht von der Frau, von dem Weibe, von der Dame. All das sind keine Zufälligkeiten, sondern hat seinen tieferen Sinn. Die Frau hieß im Mittelhochdeutschen Frouwe, und noch jetzt findet sich hier und da die poetische Wendung von der Fraue. Man spricht weiter von unserer lieben Frauen und meint die Jungfrau Maria — und doch stammt das Wort Frau von der germanischen Göttin Freya. Jedenfalls erwachsen Freya, die Göttin, und Frau dem gleichen Stamme. Die Frau bedeutet die Herrin, die Männin, denn es ist die weibliche Bildung des althochdeutschen fro, der Herr. Reste dieses Wortes finden wir in der Frauarbeit, in der Arbeit für den Herrn. Ja in dem Wort Frau ist schon ein Stück Herrschergewalt enthalten. Die Frau war ursprünglich die Bezeichnung für eine Person adeligen Standes, gleichviel ob sie verheiratet war oder nicht. Heute ist das Wort Frau demokratisiert; der allgemeine Ausdruck für Frau war früher Wip, das heißt ein verheiratetes weibliches Wesen. Auch heute gebührt noch in manchen Gegenden dem Worte Frau ein höherer Rang, die Mägde sprechen da von „unserer Frau“. Man spricht heute noch auch bei unverheirateten besonders hochstehenden Personen von Frauen. Auch eine junge Prinzess heißt nicht Fräulein, sondern Frau Prinzess. In unserer klassischen Literatur, so bei Schiller, kommt das Wort Frau schon als allgemeine Bezeichnung vor, da spricht Schiller von der „Würde der Frauen“.

Vor wenigen Jahrzehnten drängte sich für die sozial höher gestellte Frau die Bezeichnung Dame wie in früheren Jahrhunderten die Madame vor, die aber einen schwereren Kampf gegen die Sprachreiniger zu führen hatten und sich nicht durchsetzen konnten. Das Wort Madame wurde gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts aus dem Französischen übernommen und im achtzehnten Jahrhundert als Anrede für vornehme Damen allgemein üblich, dann aber immer mehr durch „die gnädige Frau“ ersetzt, während die „Madame“ deklassiert wurde und mancherorts nur noch für bestimmte Angehörige der „unteren Klassen“ in Brauch blieb.

Sehr an Wert gesunken ist der bei Luther häufig vorkommende Ausdruck „Frauenzimmer“, der ursprünglich das Frauengemach oder die weibliche Umgebung einer vornehmen Person war, nachher die Frau selbst bezeichnete und auch für vornehme Damen gebraucht wurde, dann aber, so bei Goethe, einen Beigeschmack des Verächtlichen erhalten hat.

Das Fräulein ist eine kleine Frau, das früher neben sich in der Sprache auch ein Mämelein hatte, erst später wurde es die Bezeichnung für die unverheiratete Dame und wird gleichwertig der „Jungfrau“ und hat diese verdrängt. Das Fräulein war dem Adel vorbehalten, deshalb entrüstet sich auch noch heute die „Kreuz-Zeitung“ und die „Deutsche Tageszeitung“, daß man nichtadeligen Mädchen oder gar einer Handlungsgehilfin oder Arbeiterin die Bezeichnung Fräulein widmet. Früher waren das französische Demoiselle vielfach verberbt in Mamsell und dann das deutsche Jungfer üblich.

Das Wort Jungfer kommt von Jungfrau, die in der Sprache immer seltener gebraucht wird. Die Jungfrau war eine unverheiratete Dame ritterlichen Standes und halte neben sich die männliche Bezeichnung Junker, der bis ins achtzehnte Jahrhundert als Bezeichnung eines Sohnes eines adeligen Gutsherrn üblich war; aber heute viel allgemeiner gebraucht wird. Jungfrau ist aber überhaupt auch die Bezeichnung für die unverheiratete erwachsene Person weiblichen Geschlechtes, vielfach gleichbedeutend mit Mädchen. Aber man spricht auch von der „alten Jungfrau“.

In der gewöhnlichen Sprache tritt an Stelle der Jungfrau die Jungfer, die aber nur noch von Mädchen in dienender Stellung gebraucht wird. So in der Zusammenfassung die Kammerjungfer.

Die heutige Jungfer entspricht vielfach der früheren Magd. Magd hieß soviel wie Mädchen und Jungfrau und galt für ein weibliches Wesen von der Kindheit bis zur Verheiratung. Unsere klassischen Dichter versuchten das Wort Magd in der gehobenen Sprache der Poesie wieder einzuführen, aber ohne viel Erfolg. Wir haben aber noch eine Form, in der die Magd verfeinert erscheint: die Maid. Das Wort Mädchen ist aus Mägdchen entstanden. Das Wort Magd wird vielfach in verhüllender Form für Dirne gebraucht, die ursprünglich natürlich nichts anderes als die Dienerin war, heute aber eine üble Nebenbedeutung hat.

So wechseln die Bezeichnungen und Bedeutungen in der Sprache, mit den Klassenverschiebungen gehen Sprachverschiebungen parallel.

Physikalisches.

Ein Beleg, daß das Licht Wellen wirkt. Die Freude des spielenden Jungen an den bunten Farben der von ihm geblasenen Seifenschaumfugel mündet gar bald in Wifbegierde: Vater, warum entstehen auf der Seifenblase so schöne Farben? Zu solch alltäglicher und harmloser Form spielt eine der größten Rätselfragen der Natur in unser Leben hinein, und kein noch so scharfsinniger Kopf hätte auf solche Kinderfrage eine wirklich inhaltsvolle Antwort geben können. Heute ist uns das hübsche Spiel einer der zwingendsten Beweise für die Wellennatur des Lichts, und damit ist für den Menschengeist geradezu ein Fenster geöffnet, um in den geheimnisvollen Bau der Welt hineinzusehen.

Was man Farbenspiel der Seifenblase nennt, bezeichnet die Wissenschaft als Interferenz-Phänomen, und sie versteht darunter folgendes: Wenn der Weg des Lichtstrahls eine Wellenlinie ist, dann muß es sich ereignen wie auch bei jeder Wasserwelle, daß zwei zusammentreffende Wellen sich verstärken, wenn beide im Stadium des Wellenberges zusammenprallen; sie werden aber in nichts zusammensinken, wenn ein Wellenberg auf ein Wellental trifft.

Nun besteht das Licht, wie uns der Regenbogen fast nach jedem Gewitter vordemonstriert, aus einem Gemenge von sieben Farben. Jede dieser Farben hat eine andere Wellenlänge; am längsten sind die roten, am kürzesten die violetten und blauen Lichtwellen. Man hat diese Längen sogar gemessen und hat gefunden, wie L. B und er in der „Natur“ (1914) schreibt, daß jeder Lichtstrahl, der in Wellen von $\frac{1}{1800}$ Millimeter schwingt, rot erscheint; jeder, der in $\frac{1}{2700}$ Millimeter langen Wellen dahinzieht, als violett sichtbar wird. Die Werte der anderen Farben liegen zwischen diesen Extremen.

Nun können wir zu unserer Seifenblase zurückkehren. Ein Lichtstrahl, der sie trifft, wird von ihrer spiegelnden Oberfläche zurückgeschleudert. Ein anderer dringt in sie ein und wird von der Innenseite ihrer dünnen Haut gespiegelt. Auf seinem Rückweg in unser Auge ist er aber um die Dicke der Seifenblasenhaut gegen den ersteren Strahl im Nachteil. Diese beiden Wellen beeinträchtigen sich also, bald löschen sie sich aus, bald verstärken sie sich. Und dieser Vorgang läßt sich mit seinen Folgen leicht berechnen. Ist z. B. die Seifenblase $\frac{1}{2000}$ Millimeter dick, so wird die Seifenblase grün erscheinen. Warum? Weil dadurch die roten Lichtstrahlen ausgelöscht werden. Sie sind, wie wir schon wissen, $\frac{1}{1800}$ Millimeter lang, bei je $\frac{1}{2000}$ Millimeter haben sie ihren Wellenberg. Es stoßen von den gespiegelten zweierlei roten Strahlen also stets Berg und Tal ihrer Wellenbewegung zusammen, mit dem Erfolg, daß das Rot ausgelöscht wird, weil seine Wellen sich stören kommen. Uebrig bleibt nur seine Komplementärfarbe, nämlich das Grün, mit dem zusammen rot als weißes Licht erscheint. Es wird demnach, wenn auf die Seifenblase weißes, d. Tageslicht fällt, diese jetzt grün schimmern.

Nun bleibt die Wand der Seifenblase nicht eine Sekunde lang von gleicher Dicke. Wenn sich die Kugel vergrößert, wird sie dünner, wenn sie sich verkleinert, verdickt sich ihre Wand. Woraus dann das wechselnde Spiel ihrer Interferenzfarben leicht zu verstehen ist, kommen doch dadurch immer andere Wellenlängen in Betracht.

So ist die Seifenblase der klassische Beleg für die Wichtigkeit der Wellentheorie des Lichts geworden. Als aber die Wissenschaft diesen Beweis in der Hand hatte, konnte sie den Schritt vorwärts wagen, und die Identität von Licht und elektrischen Wellen, kurz gesagt von Sonnenlicht und Elektrizität, annehmen und gelangte dadurch auf die Bahn der modernen Naturanschauung, wonach die Elektrizität das Urphänomen aller Veränderungen ist, die sich in unserem Bewußtsein als „Erleben der Welt“ spiegeln.